

Goslar: Lilly und der Alligator

»Name?«

»Lilly Höschen.«

»Alter?«

»Dreiundachtzig.«

»Beruf?«

Allmählich wurde es Lilly zu dumm. Mal sehen, ob er überhaupt merkt, wenn ich etwas Blödes antworte. Also sagte sie mit einer gewissen Feierlichkeit in der Stimme: »Beischlaf-diebin.«

Der wohlbeleibte Polizist tippte in seine Tastatur: „B e i - s c h l“ und schaute dann zu Lilly auf, während er mit gewichtig-beleidigter Miene sagte: »Ich glaube, es mangelt Ihnen an der nötigen Ernsthaftigkeit, meine Dame.«

»Ihnen mangelt es auch an etwas, mein Herr. Man nennt es Humor.«

»Wir sind hier aber nicht im Idiotenclub«, entgegnete der Mann etwas ungehalten.

»Sind Sie sicher?«

Der Polizist, ein Mann von Mitte vierzig, sah übernächtigt aus. Schließlich war es bereits drei Uhr nachts, und er hatte noch einige Stunden vor sich, bevor er nach Hause gehen konnte, um in das ersehnte Bett zu kommen. Seine Vorfreude auf ein paar Stunden Schlaf war jedenfalls dahin. Dafür hatte er jetzt diese komische Alte am Hals, mit der er sich bereits vorhin am Telefon herumplagen musste. Nun stand das Weib tatsächlich vor ihm im Revier und hatte noch dazu ein leibhaftiges Krokodil dabei. Bevor er sich mit ihr noch richtig in die Wolle kriegte, atmete er lieber tief durch und steckte sich eine Pfefferminzpastille in den Mund. Dann bot er Lilly davon an, indem er ihr die Tüte hinhielt.

»Nein, danke.«

Als Lilly gegen ein Uhr noch einmal die Terrassentür geöffnet hatte, um den Qualm ihrer Zigarillos herauszulassen, erblickte sie zu ihrer großen Verwunderung einen kleinen Alligator, etwa fünfzig Zentimeter lang, der sie reglos anstarrte. Zuerst dachte sie, es handele sich um ein Spielzeugtier aus Plastik, so stoisch wie es dalag. Als sie realisierte, dass es tatsächlich ein lebendiges Wesen war, wusste sie nicht, was sie machen sollte. Dann kam sie auf die Idee, die Polizei anzurufen: »Hier spricht Lilly Höschen aus Lautenthal. In meinem Garten ist ein Krokodil oder Alligator.«

Als ihr der Beamte klargemacht hatte, dass er nachts keine Polizisten auf Alligatorenjagd schicken könne, Lilly jedoch darauf bestand, dass das arme Tier aus ihrem Garten zu verschwinden hatte, meinte er schließlich: »Wenn Sie nicht bis morgen früh warten können, dann fangen Sie es doch einfach ein und bringen es hier bei uns vorbei.«

Er war davon überzeugt gewesen, es mit einer Spinnerin zu tun zu haben, die er durch seinen flapsigen Vorschlag abzuwimmeln gedachte. Aber er kannte Lilly Höschen nicht. Und jetzt hatte er den Salat. Nachdem er die Personalien und Erklärungen von Fräulein Höschen aufgenommen hatte, atmete er noch einmal tief durch und steckte sich eine weitere Pfefferminzpastille in den Mund. Andere Kollegen hielten sich mit Kaffee wach, er mit starken Pfefferminzpastillen. Automatisch reichte er Lilly die Tüte abermals.

»Nein, danke. Sagen Sie mir lieber, was Sie mit dem armen Tier jetzt machen.«

»Was soll ich schon damit machen? Füttern? Dressieren? Streicheln? Sagen Sie mir lieber, wie Sie es in die Kiste gekriegt haben.«

»Lenken Sie nicht ab. Ich übergebe Ihnen das Tier, weil Sie es mir gesagt haben. Und damit übernehmen Sie auch die Verantwortung für sein Wohlergehen. Ich bestehe darauf, dass das Tier schleunigst in eine Umgebung gebracht wird, in der es sich wohlfühlt.«

»Ich werde heute Nacht bestimmt nicht mehr in den Zoo fahren.«

Jetzt wurde Lilly leicht grantig: »Ach so, aber mir muten Sie zu, nachts von Lautenthal nach Goslar zu fahren!«

»Wenn ich ehrlich bin, war das gar nicht so ernst gemeint, Fräulein Höschen.«

»Interessant. Sie meinen wohl, mit so einer alten Schachtel kann man es ja machen. Sie animieren mich, Krokodile zu jagen und dann bei Nacht und Nebel in der Gegend herumzufahren, um mir dann dreist zu sagen, dass Sie sich einen Scherz erlaubt haben. Und sie behaupten, dass das hier kein Idiotenclub ist?«

»Also, jetzt ist es aber mal gut, werte Dame. Nehmen Sie lieber eine Pfefferminzpastille. Das beruhigt.«

»Stecken Sie sich Ihre albernen Pfefferminzpastillen lieber in den Hintern. Dann beglücken Sie Ihre Mitmenschen beim Furzen mit einer frischen Brise.« Der arme Mann bekam vor Staunen den Mund nicht mehr zu. Und Lilly redete weiter: »Außerdem verraten Sie mir doch bitte Ihren Namen. Ich werde Sie nämlich in den nächsten Tagen anrufen, um mich zu erkundigen, was Sie mit dem Tier gemacht haben.«

Der Polizist brachte nur heraus: »Ungethüm.«

Lilly, die nun endgültig die Nase voll hatte von den nächtlichen Aktivitäten, dem Alligator, dem Wachtmeister und den Pfefferminzpastillen, schaute ihn abschätzig an und antwortete: »Genau so sehen Sie auch aus.«

Nachdem Lilly ihrem Unmut Luft gemacht hatte, fuhr sie nach Hause und schlief wie ein Murmeltier. Morgens um zehn Uhr wurde sie vom Klingeln des Telefons geweckt. Noch etwas benommen nahm sie das mobile Teil vom Nachttisch, schaute auf das Display und meldete sich: »Hallo, ich hoffe, du hast einen guten Grund, mich so früh aus dem Bett zu holen.«

Dann hörte sie die leise, verschwörerische Stimme ihres alten Freundes Ferdinand aus Braunlage: »Lilly, es ist wieder

passiert.«

»Dir auch einen schönen guten Morgen, lieber Ferdinand.«

»Hörst du nicht? Es ist wieder passiert.«

»Was, um Himmels willen, ist passiert?«

»Das mit dem Bild.«

Jetzt bekam Lilly einen Schreck.

»Sag, dass das nicht wahr ist!«

»Ich wünschte, das könnte ich. Aber es ist wahr.«

»Ferdinand. Ich frühstücke noch. Und dann setze ich mich ins Auto und komme zu dir.«

Lautenthal und Braunlage: Lilly und Ferdinand

Lilly Höschen, die berühmt-berüchtigte Oberstudienrätin außer Dienst, war in ihrer Harzer Heimat bekannt wie ein bunter Hund. Sie hatte nie ein Blatt vor den Mund genommen. Ihre Streitlust, ihre manchmal derbe Ausdrucksweise, diverse Beleidigungen und die eine oder andere Handgreiflichkeit hatten sie zu einem Unikum werden lassen, dem man im Zweifel lieber aus dem Weg ging. Mit ihrem analytischen Verstand und ihrem Gerechtigkeitssinn hatte sie schon diverse Verbrecher zur Strecke gebracht, die ihren Weg und den ihrer Freunde kreuzten. Zu ihren Marotten gehörte es, sich mit *Fräulein* anreden zu lassen. Sie war stolz auf ihre Unabhängigkeit. Einen Mann, dessen Anhängsel sie war, brauchte sie nicht. Für viele ihrer Mitmenschen war sie eine Streithenne, eine komische Alte, eine Giftspritze. Wenn sie hingegen einmal einen Menschen ins Herz geschlossen hatte, war sie eine Freundin fürs Leben, auf die man sich verlassen konnte. Zu diesem kleinen, erlauchten Kreis gehörte auch Ferdinand Dünnbier. Ferdinands Vater und Lillys Onkel, bei dem sie aufgewachsen war, waren einst Geschäftspartner gewesen. Bereits lange vor dem Zweiten Weltkrieg hatten sie einen Kaffeehandel mit einem ausgeklügelten Vertriebssystem in Hannover gegründet und waren dadurch zu einigem Wohlstand gekommen.

Lilly und Ferdinand waren beide dreiundachtzig und hatten sich seit Kindertagen nie aus den Augen verloren. Lilly hatte das Anwesen ihres Onkels in Lautenthal geerbt und Ferdinand das seines Vaters in Braunlage. Lillys Haus thronte oben am Schulberg. Um nichts in der Welt mochte sie den grandiosen Ausblick auf den Ort und die umliegenden, bewaldeten Berge missen. Natürlich war das Haus für sie allein ziemlich groß. Aber das war nun mal ihr Zuhause. Und sie liebte es, Besuch zu empfangen. Lilly war klein und drahtig.

Ihre mal weiße und mal blonde Lockenfrisur ließ sie jede Woche richten. Und sie mochte es auch, sich schön anzuziehen und mit einem großen Auto durch die Gegend zu fahren.

Während Lilly Lehrerin wurde, leitete Ferdinand die Firma, die ihm sein Vater vermacht hatte. Diese beinhaltete auch die Anteile, die einst Lillys Onkel gehört hatten. Da er die Arbeit nicht gerade erfunden hatte, verkaufte er mit Ende fünfzig alles und genoss seinen Ruhestand. Zu diesem Zweck hatte er das Feriendomizil seiner Familie generalüberholen und mehrmals aufwändig restaurieren lassen. Eigentlich war es zwei Nummern zu groß für ihn, denn er war immer alleinstehend gewesen. Aber er liebte ein stilgerechtes Leben. Bei ihm musste alles vom Feinsten sein. Er konnte es sich leisten. Und außerdem war er es von Kindheit an so gewöhnt. Sein Vater war ein Patriarch gewesen, der ihm immer gezeigt hatte, dass er dessen Größe wohl nie erreichen würde. Und seine Mutter hatte stets dafür gesorgt, dass die Familie in einem ihrem Wohlstand entsprechenden Ambiente lebte. Weil er es nicht anders kannte und im Übrigen viel zu faul war, sein Leben umzugestalten, machte er im Grunde alles so weiter, wie er es von Kindheit an kannte.

Ferdinand war ein Einzelgänger und alles andere als ein Familienmensch. Es war auch niemand da, dem er gern etwas vererbt hätte. Sollte tatsächlich etwas übrig bleiben, würde er vielleicht seinem Neffen Hans-Ulrich etwas vermachen. Aber das wusste er noch nicht. Er hielt ihn zwar für einen netten Kerl, aber seine Frau Beate war eine Katastrophe und deren Mutter eine Heimsuchung. Ausgerechnet heute hatten sich die drei zu einem Besuch angekündigt. Und zu allem Überfluss war auch noch die Sache mit dem Bild passiert.

Braunlage: Das Gemälde

Als Ferdinands Vater das Haus in den fünfziger Jahren kaufte, war es etwas heruntergekommen. Ursprünglich hatte es mal als Pension gedient, während des Zweiten Weltkrieges als Unterkunft für Stadtkinder, und danach wurden Flüchtlinge einquartiert. Dann unterzog es Ferdinands Vater einer Generalüberholung, und die Familie nutzte es als Wochenend- und Feriendomizil, in das man aufgrund seiner Größe auch Gäste einladen konnte. Die Lage am Waldrand war traumhaft. Braunlage galt bereits seit Anfang des 20. Jahrhunderts als einer der führenden Kurorte im Harz. Im Laufe der Zeit entstanden immer mehr Kurhäuser, Sanatorien, Ferienheime und auch einfache Unterkünfte für Naturfreunde. Schon früh entwickelte sich hier der Wintersport. Und in den anderen Jahreszeiten war es Ausgangspunkt für Wanderungen. Hier ein repräsentatives Haus zu besitzen, in dem man seine Gäste empfangen konnte, war etwas Besonderes.

Nach dem Tod der Eltern fing das Haus mangels kontinuierlicher Pflege an zu verwaisten. Als sich Ferdinand vor fünfundzwanzig Jahren zur Ruhe setzte, besann er sich, wie schön es dort immer gewesen war, und ließ das Haus für viel Geld auf den neuesten Stand bringen. Seitdem hatte er immer wieder investiert. Mal in ein komfortables Bad, mal in eine neue Küche. Ferdinand hatte genug von der Welt gesehen. Er erfreute sich einfach an dem Haus, an der Landschaft und der Ruhe, um zu tun, wonach ihm zumute war. Braunlage war ein beschaulicher Ort mit allerlei Annehmlichkeiten, eingebettet in die romantische Landschaft des Harzes. Nur ab und zu strömten mehr Touristen in das Städtchen, als ihm lieb war. Dann blieb er halt einfach in seinem schönen Haus, nahm ein Buch zur Hand, hörte Musik und ließ den lieben Gott einen guten Mann sein.

Allerdings hatte das Haus auch etwas Mysteriöses. Als der Vater es gekauft hatte, hing bereits dieses unglückselige Gemälde im Treppenhaus, im Format hundertzwanzig zu achtzig, gerahmt in altem, verziertem Buchenholz, dunkel gebeizt. Es stellte das Haus dar, so wie es kurz nach seiner Fertigstellung im Jahre 1905 ausgesehen hatte. Sonnenbeschienen, im Hintergrund der Wald, und davor eine Wiese mit Blumen. Auf dem Balkon stand eine Frau, ganz in weiß gekleidet, die offenbar den Ausblick genoss. Dieses Ölgemälde gehörte einfach zu diesem Haus. Niemand wäre je auf die Idee gekommen, es abzuhängen. Bis auf ein Mal. Im Jahr 1936. Nach dem zweiten Vorfall.

Begonnen hatte alles im Jahre 1924. Eines Tages entdeckte die Hausherrin, Elfriede Henning, die hier eine Pension betrieb, dass die Frau auf dem Balkon offenbar Feuer gefangen hatte. Gelb-rote Flammen hatten sich ihres weißen Kleids bemächtigt. Und aus dem Zimmer hinter dem Balkon kam dunkler Rauch. Frau Henning glaubte zunächst an einen Scherz einer der Gäste, der mit Farbe und Pinsel Hand an das Gemälde gelegt hatte. Der Schöpfer des Bildes lebte nicht mehr. Also bestellte sie einen anderen Maler, der es wieder in seinen Ursprung verwandeln sollte. Allerdings erst, wenn alle Gäste abgereist wären, damit sich diese Unverschämtheit nicht wiederholte. Dann geschah aber zwei Tage später etwas Schreckliches. Es gab einen Zimmerbrand, bei dem eine allein reisende Dame namens Siglinde Butenschön aus Hamburg ums Leben kam. Mit Mühe und Not konnte verhindert werden, dass das Feuer auf das gesamte Haus übergriff. Aber es war natürlich ein Schock für Hausherrin und Gäste. Frau Henning ließ alles wieder in Stand setzen. Als zwei Wochen später der Kunstmaler kam, um seinen Auftrag an dem Gemälde auszuführen, stellte man fest, dass dies gar nicht mehr nötig war. Das Bild sah genauso aus wie vor dem Brand. Als sei nie etwas gewesen. Man rätselte noch eine Zeitlang herum, was es

mit dieser mysteriösen Sache auf sich haben könnte, vergaß dann aber allmählich den Vorfall. Bis..., ja, bis dann im Jahre 1936 wiederum eine Veränderung an dem Bild festgestellt wurde.

Ein Gast aus Berlin, ein wohlsituierter, älterer Herr, sprach die Hauseigentümerin eines Tages auf dieses merkwürdige Gemälde an. Er meinte, es sei doch ziemlich makaber, dieses wunderschöne Haus im Sonnenlicht darzustellen und dann eine Frau darauf zu zeigen, die vom Balkon stürzte. Frau Henning wusste nicht, was der Herr meinte und ging mit ihm zu dem Gemälde. Ein fürchterlicher Schreck fuhr ihr in die Glieder. Die Frau in Weiß stand nicht mehr am Balkon, sondern befand sich im freien Fall Richtung Erdboden, mit dem Kopf nach unten. Sofort ließ sie das Bild abhängen. Dabei stellte man fest, dass die Farbe auf dem Bild nicht feucht war. Die Stellen, an denen es verändert worden war, war genauso trocken wie alle anderen Details des Gemäldes. Frau Henning verbannte das Bild auf den Speicher. Und da blieb es auch für lange Zeit. Außerdem bat sie die Gäste, die Zugang zum Balkon hatten, eindringlich, diesen nicht mehr zu benutzen. Als sie zwei Tage später frühmorgens zum Bäcker gehen wollte, fand sie auf den Stufen vor dem Haus eine Frau, die ihr Zimmer direkt darüber hatte. Die Frau war tot. Offensichtlich hatte sie sich das Genick gebrochen. Die herbeigerufene Polizei ging von einem Selbstmord aus. Die Frau war völlig vereinsamt gewesen und hatte melancholische Züge, wie man das damals auszudrücken pflegte.

Kurz darauf verkaufte Frau Henning das Haus an eine Familie Siebert, die den Pensionsbetrieb weiterführte. 1940 fand man auf dem Speicher das schöne Gemälde und kam auf die Idee, es im Treppenhaus aufzuhängen. Es befand sich in seinem ursprünglichen Zustand. Die Frau in Weiß stand auf dem Balkon und erfreute sich an dem schönen Wetter und der Landschaft. Mit zunehmender Heftigkeit des Bombenkrieges wurden in das Haus Stadtkinder einquartiert, und

ab Ende 1944 Flüchtlinge aus den Ostgebieten. Im Jahr 1948 stellte Frau Siebert eines Tages fest, dass mit dem Bild etwas nicht stimmte. Sie konnte sich nicht mehr erinnern, wann sie das Bild das letzte Mal bewusst angeschaut hatte. Auf jeden Fall war da etwas anders als sonst. Die Frau in Weiß war verschwunden. Stattdessen hing nur noch ein weißer Schal über dem Balkongeländer. Ganz erschrocken zeigte sie es ihrem Mann, der sich keinen Reim darauf machen konnte.

Ein paar Tage später meldete Herr Siebert, ein Kriegsinvalide, seine Frau als vermisst. Er hatte nicht die geringste Ahnung, was mit ihr sein könnte. Jedenfalls tauchte Frau Siebert nie wieder auf. Ihr Mann ließ das Bild hängen, in der Hoffnung, dass die Frau in Weiß eines Tages wieder in Erscheinung treten würde – und damit vielleicht auch seine Frau. Aber das Warten war vergebens.

Als Ferdinands Vater das Haus kaufte, berichtete Herr Siebert über die Vorfälle mit dem Bild. Dieser fand die Schauer geschichten zwar interessant, ja insgeheim amüsierte er sich sogar darüber. Aber er wäre nie auf die Idee gekommen, dass es sich hierbei um reale Vorgänge handelte. Selbstverständlich ließ er das Bild hängen.

Im Jahre 1960 schließlich gellte ein Schrei durch das Haus. Susanne Dünnbier, Ferdinands Mutter, hatte entdeckt, dass die Frau in Weiß sich wieder auf dem Gemälde befand. Alle im Haus, ihr Gatte, die beiden erwachsenen Söhne, die Putzfrau, rannten zur Treppe, um zu sehen, was dort Furchtbares passiert war. Die Putzfrau, die die Geschichte des Bildes auch kannte, wurde bleich im Gesicht. Herr Dünnbier allerdings war der Meinung, dass sich jemand einen Scherz erlaubt habe.

Als Frau Dünnbier ein paar Tage später eine weitere Veränderung an dem Bild feststellte, wurde sie hysterisch. Die Frau in Weiß hatte Flügel bekommen und schwebte engelgleich über dem Haus. Keine Stunde würde sie mehr in diesem Haus bleiben. Sie packte ihre Sachen und ließ sich von ihrem Sohn Ferdinand zum Bahnhof nach Goslar fahren, wo

sie den nächsten Zug nach Hannover nahm, dem eigentlichen Wohnsitz der Dünnbiers. Ihr Mann wollte sich die geruhsamen Tage im Harz nicht durch das hysterische Verhalten seiner Frau zerstören lassen und blieb. Abends bekam er dann einen Anruf von der hannoverschen Polizei, dass seine Frau an den Folgen eines tragischen Unfalls gestorben sei.

Danach stand das Haus viele Jahre lang leer und gammelte vor sich hin. Herr Dünnbier betrat das Haus nie wieder und starb zwei Jahre später. Zuvor hatte er seinen Sohn Eduard enterbt, weil dieser kein Interesse am Geschäft hatte und nur auf sein Erbe wartete. Folglich stand Ferdinand in der Pflicht. Große Lust an den Geschäften seines Vaters hatte er zwar auch nicht, aber das Pflichtgefühl war stärker. Außerdem hätte er gar nicht gewusst, was er sonst tun könnte. Er kannte ja nur die Arbeit in der Firma seines Vaters. Sein Leben war seiner Meinung nach vorausbestimmt. Und er konnte einfach nicht die Energie aufbringen, etwas ganz Anderes zu machen.

Ferdinand hatte jemanden beauftragt, sich während des Leerstands um das Haus zu kümmern. Allerdings betraf das nur die Gartenpflege und das Ausführen der notwendigsten Reparaturen. In all den Jahren war er vielleicht vier- oder fünfmal da. Als er dann 1987 die Schnauze voll hatte von jeglichem beruflichen Stress, beschloss er, sich zur Ruhe zu setzen. Er hatte die Welt bereist, und es bestand kein Bedarf mehr, noch irgendetwas zu sehen oder Abenteuer zu erleben. Er wollte einfach nur seine Ruhe haben. Und da geschah es, dass er sich in das Anwesen in Braunlage neu verliebte.

Inzwischen war er nun seit fünfundzwanzig Jahren hier. Ferdinand genoss sein Einsiedlerleben. Er schätzte die Stille und Abgeschlossenheit des Hauses und erfreute sich der zauberhaften Landschaft, die es umgab. Dies war der perfekte Platz, an dem er seinen Lebensabend verbringen wollte. Alles war gut, wie es war.

Als er das Bild bei seinem Einzug erstmals wieder bewusst in Augenschein nahm, war es so wie immer. Die Frau in Weiß

schwebte nicht mehr über dem Gebäude, sondern stand wieder auf dem Balkon. Ferdinand war nicht abergläubisch oder esoterisch angehaucht. Er ließ das Bild hängen und kümmerte sich nicht weiter darum.